

24]

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerengeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Auch die letzten ziehen fort.

Stirbt gach da liabsti Mensch hinaus,
Perst schreit ma laut, daß's gellt in Haus
Ist woant ma still, sa long as lind
Da küahli Brunn von Lugnan rinnt.
Ist geht ma starr und stumm daher
Und woant nit mehr und locht nit mehr.
Und 's Herz is g'spirt mit G'schloß und Bond
— Da Schlüssel ligt in Gottes'hand.

So war's wohl auch bei unserem Jakob. Der Schlüssel, der in Gottes Hand liegt, war ihm die Arbeit. Und als er wieder auf seiner Scholle waltete und der kühle Erdgeruch um ihn emporthaute, da ward ihm leichter und er gewann neuen Muth und neue Kraft.

Eines Tages, als er in der Wasserstube seiner Kornmühle saß, um das schadhast gewordene Rad auszubessern, schaute ihm dabei der Pfarrer von Sandeben zu, ohne daß er es merkte. Im Häuschen des vom Flosse niederstürzenden Wassers hatte er die Schritte des Nahenden nicht gehört.

Der Pfarrer von Sandeben pflegte in Häuser zu gehen, wo das Unglück eingekehrt war, falls man von ihm Trost oder Rath heischte. Bei den Glücklichern ist der Priester nicht immer willkommen, aber in der Verträubniß thut ein milder Spruch, sei es nun Gottes- oder Menschenwort, wie Balsam wohl. Mit befriedigtem Kopfnicken schaute der Priester dem Jakob zu, welcher voller Ruhe und Behaglichkeit damit beschäftigt war, ein paar locker gewordene Taufeln des Wasserrades festzunageln.

„Gott grüß Euch, Reuthofer!“ sprach ihn der Pfarrer endlich an. „Ihr seid halt immer recht fleißig.“

Als der Bauer sah, wer da stand, richtete er sich auf und zog den Hut vom Kopf. „Der Herr Pfarrer!“ sagte er, „das ist was Seltzames. Wir kriegen den Herrn nicht gar oft zu sehen in Altenmoos.“

„Wäre gerade kein schlechtes Zeichen,“ entgegnete der Pfarrer lächelnd. „Wenn Arzt und Priester viel in der Gegend umgehen, so bedeutet das nicht viel Gutes.“

„Ist so, ist so,“ sagte der Jakob.

„Und kann man wohl einmal eine Ausnahme machen und auf einen kleinen Plausch zusammen kommen.“

„Es gefreut mich,“ sagte der Jakob. „Ein wenig abraffen!“

Vor der Mühle war eine Bank, auf welcher, wenn drinnen die Räder dröhnten und das Brünnelein des Kornes gleichmäßig in den Hals des Mühlsteines rann, der Jakob gerne saß und hinauschaute über die grüne Wiese und hinan zu seinem still und behäbig auf der Anhöhe liegenden Hof, der sein Stolz und seine Freude war. Auf diese Bank setzten sie sich nun zusammen. Der Pfarrer brannte sich eine Zigarre an und wartete auch dem Bauer eine auf. Obwohl der Jakob kein Raucher war, so passete er sie aus Höflichkeit an dem Streichholze an, das ihn der Pfarrer entzündet hatte. Er nebelte sehr heftig, weil er glaubte, sonst gehe das Feuer aus. Der Pfarrer blies nur von Zeit zu Zeit bedächtig ein Wölklein los und man hätte wohl merken mögen, daß er mehr an etwas anderes, denn ans Rauchen denke.

„Wird Euch nicht die Zeit lang, Reuthofer!“ fragte der Pfarrer.

„Eher zu kurz, Herr Pfarrer. Nur bei der Nacht geht's mir zu langsam und freue ich mich schon allemal aufs Licht werden, daß ich zur Arbeit komme.“

„Fehlt Euch nach des Tages Last denn der Schlaf?“

„Manchmal ist er geschwind da, kaum ich ins Bett falle,“ sagte der Jakob. „Wenn er aber die ersten fünf Minuten nicht kommt, dann gerathe ich ins Nachdenken über Allerlei, und aus ist's.“

„Ich kann mir's denken, daß Ihr Euere Sorgen haben werdet, da herinnen,“ entgegnete der Pfarrer, „und doch stemmen sich die Reuthoferleute immer noch fest in Altenmoos.“

„Das kann man jußt nicht sagen,“ antwortete der Jakob, „zu theil tragen wir sie hinaus und zu theil gehen sie auf den Füßen davon.“

„Ist gescheiter, man geht auf den Füßen davon, als man wartet auf das Hinausgetragenwerden,“ so der Pfarrer.

Der Jakob starrte in die Luft und paffte viel Rauch von sich.

„Meint Ihr nicht, Reuthofer?“ fragte der Pfarrer.

„Ich meine,“ sagte der Bauer, „ich werde wohl auf das Hinausgetragenwerden warten.“

Der Pfarrer legte seine Hand, die Zigarre zwischen den Fingern, aufs Knie. „So viel ich sehe,“ sagte er, „wird Euch der Wald bald über den Kopf zusammenwachsen.“

„Ist schier nicht anders,“ versetzte der Jakob mit einem trüben Auflachen.

„Das ließe ich mir nicht gefallen, wenn ich Bauer wäre,“ sagte der Pfarrer. „Der Kornhalm braucht Sonnenlicht und der Mensch muß in den freien Himmel anschauen können.“

„Wir Altenmooser sind nicht schuld daran, wenn's finstler wird um uns.“

„Jakob Steinrenter,“ sprach jetzt der Pfarrer und schaute dem Bauer freundlich ins Gesicht, „jedes Menschen Recht, ja Pflicht ist es, sein Dasein zu verbessern, wie er kann. Die meisten Eurer Nachbarn haben das auch eingesehen. Man kann nicht sagen, daß es ihnen gut gehe draußen in den fruchtbaren Gegenden, aber es geht den meisten von ihnen doch erträglich und jedenfalls besser, als wenn sie in Altenmoos geblieben wären. Die Zeit hat einen anderen Lauf genommen. Die entlegenen Berggegenden müssen wieder Wildniß werden. Altenmoos wird's auch.“

„Und so gelassen, so gleichgiltig kann der Herr das sagen?“ versetzte der Jakob.

„Wenn man es seit Jahren kommen sah, mein lieber Reuthofer!“

„Hört man immer, daß der Leute zu viel würden in unseren Ländern, daß sie auswandern müßten nach Amerika, nach Bosnien, was weiß ich wohin, und mit harter Plag Wildniße anzrotten. Und die alte Heimath lassen sie zur Wildniß werden. Ich verstehe das nicht, ich verstehe es nicht.“ So der Jakob.

„Offen gesagt, ich verstehe es auch nicht,“ versetzte hierauf der Pfarrer. „Im Menschengeschlechte vollziehen sich die Aenderungen mit elementarer Gewalt, gleichsam wie der Wechsel der Jahreszeiten, wie Ebbe und Fluth auf dem Meere, wie das Vorwärts- oder Rückwärtsgehen der Alpenglitscher, wie das Beben der Erde und wie die Vulkanausbrüche. Man kann wohl fragen, ob es zum Guten oder zum Schlechten sei, aber man muß es geschehen lassen, weil man es nicht hindern kann.“

„Nicht hindern können!“ murmelte der Jakob vor sich hin. „So ist aller gute Willen umsonst und alle Lehr'. Mein Vater hat oft gesagt: Was die Leute nie und nimmer wollen, das geschieht nicht unter ihnen. Es geschieht nicht.“

„Ja, wenn alle denselben unwandelbaren Willen hätten!“ sprach der Priester. „Manchmal jedoch heben Menschen, entgegen ihren eigentlichen Absichten, aus Vorwitz und Uebermuth etwas an, worunter sie hernach zu grunde gehen müssen.“

„Davor müßte beständig gewarnt werden,“ sagte der Jakob.

„Was jetzt geschieht: Dem Herrn Pfarrer kann's doch unmöglich recht sein, daß Altenmoos zu grund' geht. Es ist ja ein großer Schaden für die Pfarre, für die Pfründe, für Sandeben, wenn Altenmoos erltict wird.“

„Mein lieber Reuthofer,“ sagte der Pfarrer, „wie sehr habt Ihr da Recht, wie sehr habt Ihr Recht! Ja, ich sehe noch mehr Schaden. Ich sehe den Schaden, den die Leute nehmen, wenn sie ihre Heimständigkeit aufgeben, gleichsam vom Schiffe hinauspringen ins hohe Meer. In der Fremde werden sie Werkzeug, Waare, man nützt sie aus und wirft sie dann weg. Ich sehe den Schaden für die Religion, die nur in dem festgeschlossenen Bauernthum ihren sicheren Hort hat. Ich sehe den Schaden für den geschichtlichen Staat. Wenn im Volke das Patriarchenthum zu grunde gerichtet wird, wie soll es im Staate sich halten?“

„Und doch ist ein in unserem Lande vor kurzem ausgearbeitetes Jagdgesetz zum Schutze des Bauernstandes vom Landesvater nicht unterschrieben worden,“ bemerkte der Jakob.

„Wie gesagt, es nimmt seinen Lauf und ist nicht zu ändern,“ sprach der Pfarrer. „Vor Jahren, als die ersten Bauerngüter locker zu werden begannen, habe ich den Altenmoosern gerathen, um Gotteswillen heimständig zu bleiben, habe sie gewarnt vor dem Davonziehen. Heute muß ich das Gegentheil thun.“

„Euer Hochwürden werden wissen, was zu thun ist,“ versetzte nun der Jakob. „Ich dürfte nicht Pfarrer sein zu Sandeben, ich nicht. Wenn ich sehe, daß es schlecht ist, wenn die Bauern abfallen von ihrem Grund und Boden, so rede und predige ich dagegen, so lange ich Athem habe in der Brust. Wird doch auch sonst allerhand besprochen auf der Kanzel, was mit Reden nicht anders wird. Warum im Gotteshaus kein lautes Wort, wenn das Unerhörte geschieht, wenn die Leute ihrer Heimath untreu werden. Den Bauernabstüftern wollte ich das Gebot Gottes deutlich genug sagen: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut! Und den Bauern wollte ich Sonntag für Sonntag zurufen: Du sollst deines Vaters Boden ehren und nicht verlassen. — Die Heimständigkeit, die Gesühftigkeit, wenn diese Fesseln auslassen, dann geht alles aus Hand und Band, ich sage es Euch.“

„Wie möchte ich wünschen, daß Ihr Unrecht hättet, Reuthofer!“ seufzte der Pfarrer.

„Ich auch, ich auch, Herr Pfarrer.“

„Und wollte wünschen, daß Ihr unter der Thatsache, die Ihr seht, nicht zu grunde gehen möchtet. — Reuthofer! Ihr seid ein vernünftiger Mann. Ich ehre Eure Anhänglichkeit an der Väter Boden, sie ist an sich eine schöne Tugend; aber sie ist keine mehr, sobald sie anderen nicht nützt und Euch selber schadet. Bleibt Ihr da sitzen so fest und so lange Ihr wollt, ihr werdet Altenmoos nicht mehr halten. Ihr werdet verlassen sein, Ihr werdet verkommen und der letzte Jakob auf dem Reuthofe wird ein seiner Vorfahren unwürdiges Ende nehmen. Mein Freund, der Mensch gehört zu Menschen. Es ist vermessend, die kalte Erdscholle mehr zu lieben, als die Lebensgenossen. Die Menschenbrust ist unsere Heimath, sonst haben wir keine auf dieser Welt. Jakob! Lasset diesen Boden, den Ihr so sehr lieb habt, lasset ihn rasten. Lasset bald darauf wachsen, lasset ihn Feiertag sein auf ein Jahrhundert. Dann werden wieder junge, frische Menschen kommen und reuten, und hier glücklich sein. Der Weltlauf geht so. Kommt heraus, Bauer, aus dieser aufwuchernden Wildniß, wo Ihr ja doch schon allein seid, kommt mit zu Euren Kindern!“

„Alle sind sie mir noch nicht davon, gotilob,“ sagte der Jakob. „Der Florian, die Angerl.“

„Ihr werdet sie schwer vermissen.“

„Sie bleiben in Altenmoos,“ sagte der Jakob.

„Reuthofer, Ihr wißt es ja wohl?“ versetzte der Pfarrer. „Wißet Ihr's nicht, daß der Hüttenmauser sein Gut verkauft hat? Es war für ihn nicht mehr möglich, sich zu behaupten. Seit der alte Hüttenmauser todt, ist das Verhältniß mit den Leuten des Kämpelherrn noch schlechter geworden, jetzt hat sich Euer Schwiegerjohn in der untern Gemeinam ein Gütel gepachtet.“

Der Jakob war aufgestanden, war an der Wand der Mühle mit langsamen Schritten hingegangen, dann umgekehrt und fragte nun den Pfarrer: „Ist das wahr, daß der Hüttenmauser verkauft hat?“

„Daß ich es offen gesteh, Reuthofer, er hat mich ersucht, Euch die Neuigkeit zu überbringen. Es ist ihnen bitter hart. Sie wollen Euch nicht allein lassen im Gebirge.“

Nach diesen Worten des Pfarrers murmelte der Jakob: „Also die auch! — Meine Angerl geht auch.“ — Dann rief er aus: „Es macht nichts; sie gehört ohnehin nicht mehr mein. Es macht nichts.“ Dabei hatte er die Zigarre, die, obzwar ausgelöscht, noch zwischen seinen Fingern stak, zerquetscht. Als er das merkte, legte er sie auf den Wandschrott: „Das soll sich einmal einer in die Pfeife stecken. Wir Altenmooslerleut' können mit dem Stengelrauchen nicht umgehen.“

Hernach kroch er langsam wieder in die Radstube und begann zu hämmern an den Tauseln.

Der Pfarrer ging kopfschüttelnd seines Weges. Als er noch hinausblickte zu dem Hofe, der in anheimelndem Frieden hier zwischen den Wäldern stand, und als er daran dachte, mit welcher Unrast draußen in der Welt gejagt, geheßt und im Kampf ums Dasein verzweifelt gerungen wird, voller Gier nach Geld und Ehre, oder in heißer Angst vor dem Unterliegen, da war es ihm: der Mann hat doch recht, wenn er im Gottesfrieden seiner Berge leben und sterben will. —

Von diesem Tage an konnte der Jakob nichts anderes denken als: die wollen auch fort? die auch? — Schade, daß

der Pfarrer ein Ehrenmann ist, es müßt' erlogen sein, was er gesagt hat! — Zum wenigsten war er nicht gut berichtet. Der Florian wird gesagt haben: Hart ist's wohl jetzt, in Altenmoos. Verkaufen das Haus und draußen in der Gemeinam oder wo etwas pachten, wär' das beste. Kann es so gesagt haben und heißt's nachher gleich: er hat verkauft, er hat gepachtet. Es wird ja allemal alles übertrieben.

Da kamen eines Tages der Florian und die Angerl, um Abschied zu nehmen. Sie hatten Aerger und Kummer darüber, daß der Vater so eigensinnig in Altenmoos verkommen wollte und sie hatten sich vorgenommen, ihm ihre Meinung darüber zu sagen. Es ging aber umgekehrt.

„Ist recht,“ sagte er voll tiefer Bitterkeit, „ist schon recht, daß Ihr auch geht. Ist mir schon lang verdächtig gewesen, daß Ihr allein die Draven sein und bei mir aushalten wolle. Glaub' Euch's ja, daß auf dem Hüttenmauserhof kein Bleiben mehr ist, aber ich vermeine, auf dem Reuthof hättet Ihr Platz gehabt und mir haufen helfen mögen. Mit mir laßt's nach, seit mein Weib fort ist; hätt' Euch gern gesehen unter diesem Dach. Na freilich, Euch ist um das Davonlaufen so gut wie den anderen. Das Herrsein auf eigenem Boden ist Euch nicht recht gewesen, gut, jetzt seid Ihr Knecht auf fremdem.“

„Weil es halt jetzt schon einmal so ist, Vater,“ sagte die Angerl ausweichend, „und Ihr mit dem Reuthof dieweilen auf niemanden zu warten braucht — der Friedel wird ihn ja eh nicht wollen, wenn er ausgedieht hat —“

„Wer sagt das?“ rief der Jakob.

„Ist einer einmal bei den Soldaten geweest,“ setzte der Florian bei, „dann hat er zur Bauernarbeit keine Lust mehr.“

„So hätte ich gemeint, Vater,“ fuhr die Angerl fort, „Ihr solltet halt in Gottesnamen auch verkaufen und mit uns gehen.“

„Gemeint ist's gut,“ antwortete der Jakob, „mit Euch gehen. Gemeint ist's gut. Nur weiß ich jetzt nicht, ladet Ihr mich oder das Geld.“

Wie nach einem Stoß auf die Brust, so zuckte die Angerl vor diesem Worte zurück. „Auf das —“ versetzte sie tonlos, „auf das kann ich nichts mehr sagen.“ Und hub zu weinen an.

„Noch keine,“ sprach nun der Jakob, „ist fortgegangen aus Altenmoos, ohne daß sie geweint hätte. Geweint hat jede und fortgegangen ist sie doch. — Wein' Dich aus, Angerl, ich wünsche, daß es das letztemal ist. Es soll Euch gut gehen, ich wünsche es Euch. Vergesset mir die hart' Red. Wenn Ihr einmal recht arm werden solltet und recht müde, so kommt nur wieder. In diesem Haus wird Platz sein. Jetzt geht nur, ist schon recht, geht nur!“

Rascher als es sonst seine Art war, hatte er sich umgewendet und ließ die beiden Auswanderer allein stehen.

„Vom Grab,“ schluchzte die Angerl, „vom Muttergrab bin ich nicht so schwer weggegangen, als von diesem Haus, wo der Vater allein zurückbleibt. Alles Einöde, und sein Haar wird weiß . . .“

„Was sein muß, muß sein,“ sagte der Florian und führte sein Weib aus dem Heimathshaus. Und führte sie fort fünf Stunden weit bis in die Gemeinam.

Dort hatten sie ein Häuschen gepachtet, vorläufig nur auf ein Probejahr. „Sehe ich, daß Ihr brave Leut' seid,“ hatte der Eigenthümer gesagt, „nachher schließen wir auf länger ab.“

Als die Pächtersleute nun mit ihren Habseligkeiten angerückt kamen und auch zwei Ziegen bei sich hatten, klatschte der Eigenthümer des Gütel's mit beiden Händen an seine Oberschenkel und rief: „Echt! fort mit diesen Ungethümen! Gaißen leid' ich nicht. Solche Rabenäßer möchten mir die Ziegen und Sträucher sauber zernagen, daß nachher eine halbe Ewigkeit nichts mehr drauf thät wachsen. Ich hab' einen höllischen Respekt vor diesen Rindviehern!“

Die Angerl kicherte: „Bei dem sind die Gaißen Rindvieher.“

„Ist's Euch nicht recht, so sind wir wieder ledig!“ setzte der Eigenthümer bei.

So mußten sie es bald erfahren, daß ein Unterschied ist, ob man auf eigenem Boden sitzt, oder in Pacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Märtyrer der Wissenschaft.

Humoreske von Axel Wallengren.

Autorisirte Uebersetzung.

Der ehrsame Herr Persson saß im Kreise seiner Familie und entwickelte beim häuslichen Lampenschein seine mehr oder minder allgemein bekannten Theorien unter Berücksichtigung des Inhaltes der Abendzeitung. Frau Persson strickte rothe wollene Strümpfe; Onkel Hans trank Grog und nickte beifällig, und die Tochter Anna war mit ihrer ewigen Handarbeit beschäftigt, von der es nun bereits zwei Winter hindurch hieß, das würden einmal ein Paar Pantoffel für Papa.

Alle lauschten achtungsvoll auf die Aussprüche des Hausherrn. Selbst der Skeptiker der Familie, der junge Johann, schien den Worten des Vaters Beifall zu schenken, was um so bemerkenswerther und werthvoller war, als Johann sich bereits in dem kritisch-lüsterne Alter von fünfzehn Jahren befand.

„Das hier,“ sagte Herr Persson und legte die Zeitung auf sein Knie, „das hier gefällt mir. Hier steht, ein Franzose habe einen lenkbaren Luftballon erfunden, den mehrere Professoren anerkannt haben. Es ist rein merkwürdig, was die Menschen jetzt alles erfinden! Die Erfindungen werden immer großartiger und bringen immer größere Bequemlichkeiten für die Menschen mit sich. Wenn diese Notiz hier wahr ist — und ich habe keinen Grund, das Gegentheil zu glauben, wenn es ein so anständiges Blatt schreibt — so wird man bald durch die Lust zum Monde segeln können. Was meinen Sie, meine Herrschaften: Bis zum Monde!“

„Nein, auf was die Menschen alles kommen!“ sagte Frau Persson, ohne von ihrem rothen Strickstrumpf aufzusehen.

Onkel Hans nahm einen Schluck Grog, nickte und sagte leise etwas, das wie „Ja, Ja!“ klang.

„So was!“ rief Anna und legte ihre ewige Arbeit fort.

„Ja denkt Euch nur, bis zum Monde!“ wiederholte Herr Persson und sah sich so stolz um, als wäre es seine Erfindung gewesen — „dann kann endlich der Streit geschlichtet werden, ob der Mond bewohnt ist oder nicht. Man fährt einfach hin, sieht sich um und sagt: ‚Ja, hier sind Menschen! — oder: Ja, da sind keine Menschen! Und dann fährt man wieder nach Hause.‘“

Johann sah von seinem Euklid auf.

„Nein, Papa,“ sagte er mit geistreichem Lächeln, „man weiß ja bereits, daß der Mond nicht bewohnt ist.“

Der Vater sah ihn mit etwas verächtlichem Lächeln an;

„So! Woher weiß man das?“

„Ach, es giebt keine Lust auf dem Monde! —“ und der junge Gelehrte fügte ein herzlich verächtliches: „Ja, Ja!“ hinzu, ohne den warnenden Blick zu bemerken, den ein Mutterauge ihm über die Lampe hin zuwarf.

Herr Persson antwortete mit noch verächtlicherem Lachen:

„So! Was Du zu erzählen weißt! Es giebt keine Lust auf dem Monde! Woher weiß man denn das? frage ich noch einmal.“

„Ja, das hat man längst ausgerechnet, das haben wir schon in der dritten Klasse gelernt.“

Eine verdächtige Röthe färbte Herrn Persson's väterliches Antlitz. Er fuhr in erhöhtem Tone fort:

„Vielleicht möchte mein gelehrter Herr Sohn seinem dummen Vater erklären, wie man denn „ausrechnen“ kann, daß es auf dem Monde keine Lust giebt!“

„Das machen die Astronomen.“

„Dein Vater ist natürlich tausendmal dümmer, als so ein „Astronom.““

„So sagte ich nicht, sondern ich sagte: ‚Astronom!‘“ erwiderte Johann, dessen Wangen sich ebenfalls geröthet hatten.

„Schweig, Zunge! Ich weiß wohl, was Du sagtest!“ schrie Herr Persson.

Onkel Hans nahm einen tiefen Schluck aus seinem Grogglase, indem er den Kopf schüttelte und etwas murmelte wie: „Solch' ein Junge!“ Die Frauen tauschten erschreckte Blicke aus.

„Ich weiß wohl, was Du sagtest, ohne daß Du mir wie Pfeffer in die Nase zu stechen brauchst! Aber so sind die Zungen heutzutage!“

„Aber wenn es wahr ist, daß es keine Lust dort giebt, dann —“ wandte der eigensinnige Johann ein.

„Ach, Unfug, wie sollten die Leute denn dort athmen können.“

„Es giebt dort ja keine Leute; das hat der Herr Lehrer selbst gesagt.“

„Ja, ha! Nur immer weiter!“

„Und der muß es doch wohl besser wissen, als Du Papa —“

„Du sagtest?“

Keine Antwort.

„Was sagtest Du?“

Die Antwort kam widerstrebend, aber ziemlich laut:

„Ja, das muß der Herr Lehrer doch wohl viel besser wissen, als Du.“

„So, das ist ja nett. Er ist wohl überhaupt viel besser, als Dein schlechter Papa? Aber ich weiß schon ein Mittel, Dich etwas zu lehren, was Dein gelehrter Herr Magister Dich nicht gelehrt hat. Wenn ich es nur finden kann.“

Das Mittel fand sich. Es war alt und staubig, denn es

hatte lange unberührt zwischen dem Schrank und der Wand gestanden; aber es war anderthalb Ellen lang und vom besten Haselstrauch geschnitten, der jemals seine geschmeidigen Zweige im milden Glanz der Sonne gewiegt hat. — — —

Der Rest des Abends verlief lautlos still und so ungemüthlich, wie man es in einem Familienkreise erwarten kann, der aus einem mürrisch-schweigenden, zeitungsliebenden Vater, einem wortfargen Onkel, der wehmüthig ein leeres Grogglas betrachtet, und einem wüthend-schweigenden, rothhäutigen Sohn besteht, der starr in den Euklid stiert, bis die wichtigsten Buchstaben darin Polla tanzen, sodas cab zu eba wird, wodurch es absolut unmöglich ist, die Aufgabe zu einer vernünftigen Lösung zu bringen.

Das Berliner Kunstleben

fließt zur Zeit ziemlich träge hin und es bleibt nur bei Anregungen. Ein reges Schauinteresse war eigentlich nur für die Gemälde von Wereschkagin vorhanden; und dies Interesse war nicht rein künstlerisch. — Die allgemeine Freundlosigkeit wird von Zeit zu Zeit durch mächtige Fansarentöne unterbrochen; besonders seit die Atelier-Ausstellungen bei uns Mode geworden sind. Aber in der Regel hat das blecherne Kellam-Getriebe nicht viel zu bedeuten. An sich wäre gegen die Atelier-Ausstellungen gewiß nichts einzuwenden. Wenn ein Mann, der was zu sagen hat, sein „Werk“ in der eigenen Werkstätte ausstellt, damit es dort zu reinerer Wirkung komme, als im Sammelfurium großer Ausstellungen, so kann das dem Kunstfreund sicherlich willkommen sein. Nur soll eben der Mann etwas zu sagen haben. Bei uns kam es neulich vor, daß ein dilettirender Jüngling die „Herren Vertreter der Presse“ zu seiner Atelier-Ausstellung lud. In Paris, wo die Kunstpflege doch so sehr zentralisirt ist, daß die unserige dagegen kindisch armselig erscheint, wird die Atelier-Ausstellung eine größere Nothwendigkeit sein, als hier. Aber Tradition und vereinerter Geschmack sorgen dafür, daß dort im allgemeinen nicht der Erstbeste es wagen wird, zu thun, was nur dem zu thun ziemt, der etwas Besonderes zu verrathen hat. — Die neuesten Fansarenklänge galten einem Triptychon von Lesser Ury, einem dreigetheilten Gemälde, das den Menschen in seiner Jugend, als Mann und Greis symbolisirt. Noch als das Bild im Atelier Ury's zu sehen war, ging der Lantam von befreundeten Atelierbesuchern unter den Zeitungs-schreibern schon los, er verstärkte sich, als das Triptychon vor kurzem bei Guritt aufgestellt wurde. Lesser Ury hat in larger, ungewöhnlich harter Jugendzeit ehrlich geringen. Das ist aller Ehrenwerth und macht den Menschen sympathisch. Nur muß man darum noch nicht zu monumentalen künstlerischen Thaten berufen sein. Als im Vorjahr Lesser Ury's „Jerusalem“ erschien, war man auch rasch mit Hofannarufen da. Was den ersten Meistern aller Zeiten nur in Weibestunden gelang, die monumentale That, das soll nun Lesser Ury mit jedem Wurf gelingen? Man nützt dem Talent nicht, wenn man es zu grandioser Genialität aufzubauchen versucht. Den wüthenden Zeitungsschreibern geht eines Tages der Athem aus. Ury ist ein feines, für landschaftliche Eindrücke sensibiles Talent. Das hat er auch in seinem Triptychon bewiesen. Aber vom Athem einer großen Menschheitstragödie wird man vor seinem Bilde nicht berührt. Eher erscheint es gesucht bizarr, als einfach groß-monumental. Ein sorgloser Jüngling räkelt sich im jungen Frühlingsgrün und lauscht dem Vogelgeschwätz. In diesem Theil seines Gemäldes ist der Künstler noch am wahrsten und schlichtesten geblieben. Im zweiten Theil ist das Wollen weitaus stärker als das Können. Ein Mann reckt sich wie in promethischen Troß empor. Kolossale Muskeln, ein Athletenschädel, nur ein fehlender Ausdruck vergeistigter Energie. Der Mann, der den Schaffensdrang verjümbildlichen soll, geberdet sich doch zu sehr, wie ein Herkules der Arena. Wie ein Häuflein Glend tanzt der stumpfsinnige Greis auf dem letzten Theil des Triptychons. Es ist Nacht geworden; und trübe befeint der Mond den Jammer.

Die Ausstellung der „Elf“ bei Schulte bringt diesmal nichts, was man nicht schon von früheren Ausstellungen her kannte. Der Künstlerklub der Elf dient keiner besonderen Kunstförderung. Es haben sich eben elf Künstler, die einander vielleicht gesellschaftlich habe standen, zu Sonder-Ausstellungen zusammengefunden. Ihre hervorragendsten Namen sind Max Liebermann, E. v. Hofmann und Franz Starbina. Vom Phantasten Hofmann sind ein paar bereits bekannte Studien zu sehen. Liebermann bleibt seinem strengen herben Naturalismus treu. Von den jüngeren unter den „Elsen“ sticht Walter Leistikow, der sinnende Landschaftler, hervor. Ein Hauch träumerischer Poesie geht von seinen Landschaften aus und verklärt selbst eine Grünwald-Szenerie. —

Kleines Feuilleton.

— Als der Philosoph Demozag — er lebte um das Jahr 100 nach Christi — einst bemerkte, daß ein Vornehmer sich auf den breiten Purpurstreifen seines Kleides viel zu gute that, neigte er sich zu seinem Ohr, faßte sein Kleid und sagte, darauf hinweisend: „Vor Dir trug es ein Schaf und war — ein Schaf.“ — Demselben Philosophen erzählte einmal ein Dichter, namens Admet, daß er auch sich selber ein Epigramm in einem Verse verfaßt und

in seinem Testament verordnet habe, daß es auf seine Grabstätte geschrieben werden solle. Es lautete: „Nimm, o Erde, die Hülle Admets, er selbst stieg zu Gott auf.“ Als Demonax es hörte, sagte er lachend: „Es ist so schön, lieber Admet, daß ich es schon an seinem Platz zu sehen wünschte.“

Literarisches.

n. Donnelly Ignatius: „Atlantis, die vor-sintfluthliche Welt.“ Leipzig, Verlag von Siebert Schnurpfeil. Wissenschaftliche Volksbibliothek. Nr. 31—38.

Der Verfasser — vielen unserer Leser bekannt als Autor von „Cäsar's Dentstühle“ — will in dem vorliegenden Buche den Nachweis führen, „daß einst inmitten des Atlantischen Ozeans, gegenüber der Ausmündung des Mitteländischen Meeres eine große Insel existierte, die der Welt des Alterthums unter dem Namen: Atlantis bekannt war.“ Er geht noch weiter. Von Atlantis aus soll sich die Kultur über Europa, Afrika, Amerika und auch Asien verbreitet haben. Atlantis war das „Paradies“, die Wiege des Menschengeschlechts und die Beherrscherin der vorsintfluthlichen Welt. Durch ein furchtbares Naturereigniß, die Sintfluth, wurde Atlantis vernichtet. Die Insel versank mit fast allen ihren Bewohnern in das Meer. Donnelly hat ein riesiges Material zusammengetragen, um seinen Beweis zu führen, und um dieses lehrreichen Materials willen verdient sein Werk Beachtung. Im übrigen wird man auch nach dem Lesen seines Buches so Ung sein wie zuvor. Daß im Atlantischen Ozean vor vielen Jahrtausenden ein Festland existirt hat, kann man gern als wahrscheinlich gelten lassen. Wieviel Veränderungen hat die Oberfläche der Erde nicht schon durchgemacht! Daß jene Atlantis aber gerade der Herd der ganzen Kulturentwicklung gewesen sein soll, ist auch nach der stellenweise recht zwingenden Beweisführung Donnelly's eine bloße Vermuthung. Interessant bleibt es aber, wie der Verfasser diese Vermuthung glaubhaft zu machen sucht. — Plato hat eine unvollendete Geschichte der Atlantis geschrieben. Mit reicher Phantasie schildert er die ungemein fruchtbare Insel. Ein in den Künsten des Friedens und des Krieges erfahrenes Geschlecht bewohnt sie. Herrliche Paläste, Tempel und dem Handel und Verkehr dienende Bauten, unter letzteren ein sumerisches Neg von Landen, weisen auf die bedeutende Kulturhöhe dieses Volkes hin. Die Staatseinrichtungen sind weise, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse paradiesähnliche. Eines Tages, auf der Höhe ihrer Kultur stehend, wird dies Wunderland vom Ozean verschlungen. Nur einige wenige seiner Bewohner entkommen nach Europa, Afrika und Amerika, dorthin die Eigenschaften ihrer Kultur tragend, soweit dies nicht früher schon durch Gründung von Kolonien geschehen war. Donnelly hat großen Fleiß und Scharfsinn aufgewendet, um das alles als wirkliche Begebenheit hinzustellen. Die Agoren-Inseln im Atlantischen Ozean sind die Bergspitzen der versunkenen Atlantis. Die Ergebnisse der Tiefseeforschung, die Gleichartigkeit der Thier- und Pflanzenwelt diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans sprechen, nach seiner Meinung für eine ehemalige Verbindung beider Kontinente auf dem Landwege. Die Babylonier, Hebräer, Indier, Griechen, Ägypter, Perser, Skandinavier besitzen Sintfluthsagen, die eine auffallende Ähnlichkeit mit denen der Zentralamerikaner, Peruaner und Mississippianer haben. Alle weisen auf den Untergang von Atlantis hin. Was besonders verblüfft, ist, daß alle diese Völker, die doch ganz entgegengesetzte Welttheile bewohnen, in ihrer Kultur einander zum theil fast gleichen. Dieselben Arten der Architektur, Bildhauerkunst, Malerei, Landwirtschaft, Bauten, Schifffahrt hier wie dort. Dieselbe Ähnlichkeit in religiösen Gebräuchen (Leichen- und Wittwenverbrennung, Einbalsamirung der Todten, Götz- und Sternanbetung), dieselben Cerimonien bei Hochzeiten, Tänzen und Spielen hüben und drüben. Und dann die Uebereinstimmung der Volks-sagen und unzähliger Gebräuche bei Krankheiten, Kindergeburten etc. In allen Götter- und Göttingeschichten, Sagen und Ueberlieferungen dasselbe Bild. Die Sprachverwandtschaft ist ebenso erstaunlich. Da man kaum annehmen kann, daß all diese verschiedenartigen Völker diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans ein und dieselbe Kulturentwicklung durchgemacht haben, ohne je mit einander in Berührung gekommen zu sein: muß man eine gemeinsame Geburtsstätte annehmen. Donnelly glaubt, diese in der vorsintfluthlichen Atlantis gefunden zu haben.

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Die chemische Wirkung der Sonnenstrahlen ist in neuerer Zeit mit unerwarteten Ergebnissen von Herrn Duclaux, dem Direktor des Pasteur'schen Instituts in Paris, studirt worden, der in den Jahrbüchern desselben darüber berichtet hat. Die Versuche wurden mit Oxalsäure-Lösung angestellt, die sich der chemischen Wirkung der Strahlen entsprechend schneller oder langsamer zersetzt und eine entsprechende Menge Kohlensäure liefert. Duclaux fand zunächst, daß keineswegs eine so einfache Gleichung stattfindet, um von dem Grade der Bewölkung z. B. auf die photographische Wirkung der Strahlen schließen zu können, so daß rein blauer Himmel das chemisch stärkste, völlig bedeckter Himmel das schwächste Licht liefert. Es zeigte sich vielmehr, daß ein gestreifter oder mit leuchtenden Cumulus-Wolken bedeckter Himmel ein wirksameres Licht liefert als blauer oder mit leichtem Cirrus-Bewölk überzogener Himmel. Was wir als Schönwetter bezeichnen, ist also weder in photo-

graphischer, noch in hygienischer Beziehung das wirksamste Wetter, und diese Thatsache ist natürlich den Photographen längst bekannt. Auch sind die Lichtwirkungen der Monate verschieden, z. B. im August stärker als im September. Aber auch zwischen scheinbar gleich hellen Tagen zeigten sich bemerkenswerthe Unterschiede, welche Duclaux zum theil den Dufstoffen und ätherischen Oelen zuschreibt, die zeitweise die Atmosphäre schwängern und die chemisch wirksamen Strahlen besonders stark verschlucken. Eine Folge heißer Tage, welche die Vegetation anregt und in bergigen Gegenden die Luft mit dem Dufte der Tannen- und Fichtenwälder füllt, wird von einem Tage zum andern die chemische Kraft der Strahlen schwächen, so daß der erste helle Tag nach Regenwetter die besten Wirkungen giebt; überhaupt sei wechselndes Licht bei der Zersetzung der Oxalsäure-Lösung am wirksamsten. — („Prometheus.“)

Humoristisches.

— Ein Abenteuer ist jüngst dem Nachtwächter des kleinen Städtchens B. im Regierungsbezirk Marienwerder zugefallen. Der Mann legte sich, ermüdet von seinem Rundgange, in einer der letzten stürmischen Nächte in einen auf der Straße stehenden, mit Stroh beladenen Schlitten, der einem Fuhrmann aus F. gehörte, und dessen Besizer ausgespannt hatte, um den Morgen abzuwarten. Der Nachtwächter versiel im warmen Strohlager in einen tiefen Schlaf. Ehe er erwachte, spannte der Fuhrwerksbesizer an und fuhr nach dem 14 Kilometer entfernten F., ohne zu ahnen, was für einen sonderbaren Fahrgast er hinten im Schlitten habe. Als das Fuhrwerk in F. ankam, erwachte der Schächer der Nachtruhe; schlaftrunken und erschauert über die feldsame Umgebung greift er pflichtschuldigst nach seiner Pfeife, um seines Amtes zu walten. Da merkt er zu seinem größten Schrecken, daß er sich in einem fremden Ort befindet. Unterdessen beginnt es zu dämmern, und nun hat er noch die Schadeufrende einiger Wäckerjungen zu erdulden, die sich um den „fremden Wächter der Nacht“ versammelten. Wohl oder übel muß er den 14 Kilometer langen Weg nach B. seine Piefie als Stroh benutzend, zu Fuß antreten. — Der Nachtwächterschlaf ist sehr oft gut und tief. In einer kleinen schlesischen Stadt haben vor dreißig Jahren zwei lose Schmiebede-Lehrlinge, während die Wächter der Nacht schlafend „unter den Lauben“ lehnten, zwei Nachtwächterpiefie so zusammengeschweißt, daß man am nächsten Tage den Meißel anwenden mußte, um sie zu trennen.

rt. Adam und Eva in der Volksschule. In der untersten Klasse einer Berliner Gemeindefchule hatten die Kleiner die Geschichte von Adam und Eva lernen müssen. Daß die Lieschen soll auf Geheiß der Lehrerin erzählen, wie der Sündenfall sich zugegetragen hat und thut dies folgendermaßen:

Kind: Und Eva gab Adam den Apfel, und Adam eßte den Apfel.

Lehrerin: Falsch; es heißt: Adam aß den Apfel. Wie heißt es also?

Kind: Adam aßte den Apfel.

Lehrerin: Das ist wieder falsch. Es heißt: aß. Nun sag's einmal richtig.

Kind: Und da eßte das Ras den Apfel. —

Bermischtes vom Tage.

— Die Dampfeschneidemühle von G. C. Bartels u. Söhne in Hamburg ist niedergebrannt.

— Im Georgenburger Forst bei Justerburg wurden unter aufgethauenen Schneemassen fünf Leichen aufgefunden. Opfer der Schneestürme.

— In Leipzig übergoss sich die Frau eines Schirmmeisters mit Petroleum und setzte die durchtränkten Kleider in Brand. Sie starb kurze Zeit, nachdem man sie ins Spital gebracht.

— Der Professor Bosyka, Lehrer an der ezechischen technischen Hochschule in Prag, hat sich erschossen.

— San Sebastian (Spanien). Der französische Dampfer „Blanche“ ist in einem heftigen Sturm beim Verlassen des Hafens von Los Pasages gescheitert. 19 Personen sind ertrunken.

— Im Hafen von Antwerpen sind infolge eines Unwetters mehrere Unglücksfälle vorgekommen. Die Schifffahrt nach den englischen Häfen war zeitweilig unterbrochen.

— Moskau. Ein Personenzug ist einen Abhang hinabgestürzt und zerschellt. Man zählte 19 Tode und 8 Verwundete.

— Ein Minister als Entführer. Stoilescu, der rumänische Minister des Inneren, hatte einem jungen Freund bei Entführung einer Millionärstochter geholfen. Jetzt ist der wüthende Vater zum Kadi und König gelangt.

— Die Meldung, daß auf dem Dampfer „Venus“ ein Peßfall vorgekommen ist, wird von englischer Seite als erfunden bezeichnet. Kein aus Indien kommendes Schiff, dürfe in Malta anlaufen.

— In Portsmouth (England) ist eine Schauspielerin direkt von der Bühne weg unter die Heißsoldaten gegangen. Zuvor vertheilte sie ihre Juwelen und Kleider unter ihre bisherigen Kolleginnen.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 7. März.